

3. Sonntag nach Epiphania's Zuhause

24. Januar 2021

Autorin: Pfarrerin Daniela Ditz-Sievers



Im Ort läuten die Glocken. Sie rufen zum Gebet. Ich entzünde eine Kerze.

Ich höre das Orgelvorspiel: **Raoul De Montalent - Toccata**

Zu den Gottesdiensten in der Kirche kommen zur Zeit nur wenige Menschen. Aber ich will mich drauf verlassen, dass eintritt, was der Wochenspruch verheißt: „Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes.“

Im Reich Gottes werden wir viele sein und vielfältig. Das Reich Gottes wird bunt und vielsprachig, überkonfessionell und multikulti. Auf jeden Fall werden dort Menschen am Tisch sitzen, die wir nicht erwartet hätten. Was uns zusammenbringt, ist Gottvertrauen. Was uns zusammenhält, ist das Band der Liebe. Wovon wir leben, ist das Wort Gottes, das uns Leben zuspricht, Zukunft und Hoffnung.

Ich singe/lese/höre ein Lied: **EG 658 In Christus gilt nicht Ost noch West**

Ich bete

Gott, du Schöpfer aller Menschen und Völker, du hast uns Jesus gesandt. Er hat Grenzen überschritten, Menschen geheilt und froh gemacht. Sprich zu uns durch dein Wort. Wecke in uns neu den Glauben, der Hilfe sucht bei Jesus, unserem Herrn und Bruder im Heiligen Geist.

Ich lese ein Wort aus dem Evangelium nach **Matthäus 8,5-13** (Basisbibel)

wie Jesus das Vertrauen eines Mannes bestaunt, der es gewohnt ist Befehle zu erhalten und zu geben. Es ist größer als ein Glaube, der sich sicher ist, alles zu bekommen. Und es wird belohnt.

Jesus ging nach Kapernaum. Da kam ihm ein römischer Hauptmann entgegen. Er sagte zu Jesus: »Herr, mein Diener liegt gelähmt zu Hause. Er hat furchtbare Schmerzen!« Jesus antwortete: »Ich will kommen und ihn gesund machen.« Der Hauptmann erwiderte: »Herr! Ich bin es nicht wert, dass du mein Haus betrittst! Aber sprich nur ein Wort, und mein Diener wird gesund! Denn auch bei mir ist es so, dass ich Befehlen gehorchen muss. Und ich selbst habe Soldaten, die mir unterstehen. Wenn ich zu einem sage: ›Geh!‹, dann geht er. Und wenn ich zu einem anderen sage:

›Komm!‹, dann kommt er. Und wenn ich zu meinem Diener sage: ›Tu das!‹, dann tut er es.« Als Jesus das hörte, staunte er. Er sagte zu den Leuten, die ihm gefolgt waren: »Amen, das sage ich euch: Bei niemandem in Israel habe ich so einen Glauben gefunden! Ich sage euch: Viele werden aus Ost und West kommen. Sie werden mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch liegen. Aber die Erben des Reiches werden hinausgeworfen in die völlige Finsternis. Da draußen gibt es nur Heulen und Zähneklappern.« Dann sagte Jesus zum Hauptmann: »Geh! So wie du geglaubt hast, soll es geschehen!« In derselben Stunde wurde sein Diener gesund.

Ich lese Gedanken zu einer Frauengeschichte (Ruth 1,1-19a)

Kennen Sie eine? Haben Sie eine? Oder sind Sie gar eine? Schwiegermutter. Keine leichte Aufgabe für eine Frau. Schwiegertochter aber auch nicht. Wie oft ist das Verhältnis der beiden von Konkurrenz und Eifersucht geprägt! (Deswegen gibt es so viele böse Witze über Schwiegermütter.)

Ich erzähle heute von der besten aller Schwiegermutter. Sie hat eine Schwiegertochter, die mehr wert ist als sieben Söhne (4,15)

Die Geschichte der beiden ist die weiblichste aller Bibelgeschichten, ein feines Stück altorientalischer Literatur, das wir gar nicht ganz entschlüsseln können. Aber so viel ist zu merken: es ist ein Plädoyer, nicht nach der Herkunft eines Menschen zu gehen, sondern ihm eine Zukunft zu schaffen.

Die liebe Noomi kommt aus Bethlehem. Sie ist, wie sie heißt: schön und liebenswürdig, lieblich. Sie hat Elimelech geheiratet. Sein Name bedeutet: mein Gott ist König. Ein Mann mit einem klaren Bekenntnis zum Höchsten. Gemeinsam leben sie in Bethlehem. Brothaus könnte man den Ortsnamen übersetzen. Auch ein sprechender Name.

Lauter Hinweise darauf, dass Noomi in materieller und spiritueller Hinsicht eine sichere Basis hatte. Sie bekommt zwei Söhne. Das ist gut! Denn Söhne sichern den Fortbestand der Familie und sind die Altersvorsorge der Eltern.

Nun geht aber das Brot aus im Brothaus. Es herrscht eine Hungersnot. Die Eltern Noomi und Elimelech wandern mit ihren Söhnen aus. Wir können nur ahnen, was dieser Entscheidung an Diskussionen vorausgegangen ist. Niemand verlässt seine Heimat ohne Not. Sie gehen in das umstrittene Nachbarland Moab, östlich des Toten Meeres. Vor allem wirft man den Moabitern mangelnde Gastfreundschaft vor, weil sie dem Volk Israel bei seiner Wüstenwanderung Brot und Wasser verweigerten. Sie hatten außerdem den Seher Bileam beauftragt, Israel zu verfluchen. Hat damals aber nicht geklappt. Das Volk Israel fühlte sich den Moabitern immer überlegen.

Noomis Familie wird allen Vorurteilen zum Trotz gastlich aufgenommen. Die vier lassen sich in Moab langfristig nieder. Da stirbt Elimelech. Noomi ist mit ihren Söhnen nicht lange allein. Die beiden heiraten zwei Moabiterinnen. Ein Unding, streng verboten für fromme Juden. Zehn Jahre leben sie wahrscheinlich glücklich, aber kinderlos. Dann sterben auch Noomis Söhne. Wen wundert's: auch sie tragen ihr Schicksal bereits im Namen. Sie hießen Machlon, der Kränkliche, und Kiljon, der Schwächliche.

Als sie gestorben sind, bleiben drei Witwen in Trauer zurück, alleinstehend, ohne Kinder, ohne Rechtsbeistand, ohne Alterssicherung. Maximalabstand zu jeder Art von sozialer Anbindung und wirtschaftlicher Absicherung.

In der Krise kommt es darauf an, die neue Situation zu akzeptieren. Wenn ein "weiter-so" nicht mehr geht, umzudenken, alternative Wege zu suchen, Wege, die durchaus auch zurückführen können: Wo komme ich her? Was hat mich geprägt und stark gemacht? Was war und ist mir wirklich wichtig? Alte und neue Kraftquellen werden Brot für die Zukunft.

Noomi entscheidet sich für Bethlehem. Dort soll es wieder Brot geben. Gott kümmert sich wieder. Noomi geht dorthin zurück, wo sie glücklich war. Wo es vielleicht eine Lösung gibt. Denn in Bethlehem hat ihr verstorbener Mann noch männliche Verwandte. Zudem gibt es ein Grund-

stück und damit vielleicht eine Lösung. Mit dem Erlös käme sie sicher eine Weile aus. Noomi nimmt ihr Leben in die Hand, bevor sie zu alt dafür ist.

Die beiden Schwiegertöchter begleiten sie zuerst. Doch Noomi will sie nicht ins Verderben laufen lassen. In Israel werden sie als Ausländerinnen bestimmt keine neue Ehe eingehen können. Darum schickt Noomi sie zurück nach Moab. »Kehrt um! Geht zu euren Müttern zurück! Findet ein neues Zuhause bei neuen Ehemännern.«

Eigentlich soll eine Witwe vom Bruder ihres verstorbenen Mannes durch eine sog. Leviratsehe abgesichert werden. Aber wie soll das hier funktionieren? Sollen die Schwiegertöchter warten, dass die alte Noomi Söhne zur Welt bringt, die sie irgendwann heiraten könnten?

Noomi betrachtet das Leben ihrer Schwiegertöchter von deren möglicher Zukunft her. Mit einer alten Schiegermutter war ein neues Leben nicht denkbar.

Orpa lässt sich überzeugen und kehrt um. Ihr Name bedeutet: die den Rücken kehrende.

Rut aber widersetzt sich ihrer Schwiegermutter. Sie will bei Noomi bleiben. Ihr Name bedeutet "Freundin", manche meinen auch "Labsal". Sie sieht sich in Zukunft an Noomis Seite und legt einen Eid ab, mit dem sich heute viele Liebespaare aneinander binden: »Wohin du gehst, dahin gehe auch ich. Und wo du bleibst, da bleibe auch ich. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott! Wo du stirbst, da will auch ich sterben, und da will ich auch begraben sein. Der Herr soll mir antun, was immer er will! Nichts kann mich von dir trennen außer dem Tod.«

Eine junge Moabiterin hängt ihr Schicksal an eine alte Israelitin. Was man von Eheleuten erwarten würde, spricht hier eine Schwiegertochter aus. Die Geschichte verwendet sogar dasselbe Wort, wie es für die Beschreibung einer Ehe benutzt wird: Rut hängte sich an sie. - Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seiner Frau anhängen..... Das ist nicht nur ein „dranhängen“ von etwas, das man auch wieder „abhängen“ kann, wie einen Fahrradanhänger. Es ist eine feste Verbindung, die nicht mehr gelöst werden kann. Eher ein ankleben. Aus ihrem Zusammenhalt entsteht eine Zukunft für beide, die nicht nach Herkunft und Vergangenheit fragt. Obwohl sie trauern über den Verlust von Sohn und Mann, von Heimat und Sicherheit, setzen sie ihrer aussichtslosen Situation eine Tatkraft entgegen. Sie stehen auf und wenden sich der Zukunft in Bethlehem zu.

Es herrscht Aufregung unter den Frauen dort, als sie Noomi fast nicht erkennen. Sie hat sich verändert. Die Krise hat die Liebliche bitter gemacht. Darum will sie nun Mara heißen, die Bittere. Sie ähnelt in ihrer Klage dem Hiob, der wie sie alles verloren hatte.

Der Fortgang der Geschichte berichtet davon, wie Noomi (niemand nennt sie Mara) und Rut in Bethlehem ihren Alltag meistern. Sie leben zunächst von den Ähren, die bei der Ernte auf den Feldern liegen bleiben. Rut sammelt sie auf. Der Feldbesitzer ist beeindruckt von Ruts Fürsorge für die Schwiegermutter und sorgt seinerseits dafür, dass seine Arbeiter ihr etwas liegen lassen. Beim Erntedankfest helfen Noomi und Rut ein klein wenig nach, dass Boas auf sie aufmerksam wird. Er ist ein entfernter Verwandter von Noomis Mann und kann den beiden helfen. Sein Name bedeutet „in ihm ist Stärke“. Und er ist wirklich stark, weil er die Schwachen schützt. Schließlich kauft er alles, was Elimelech gehört hatte, und nimmt Rut zur Frau. Rut bringt einen Sohn zur Welt und Noomi sorgt für ihn wie eine Mutter. Gott hat die Lebensentscheidung der beiden Frauen und ihre Überlebensstrategie gesegnet. Sie sind zurück im Leben. Und als wäre das für sie nicht schon Glück und Erfüllung genug, wird dieses Kind der Großvater des späteren Königs David und damit ein Vorfahre von Jesus. Eine echte Patchwork-Familiengeschichte.

Und eine Geschichte über Frauensolidarität, die zum Ziel, zum Leben führt. Solidarisch, über Grenzen von Generation, Prägung, Herkunft hinweg haben Noomi und Rut einen gemeinsamen Weg gefunden, um in einer Männerwelt zu überleben. Eine Geschichte, die zugleich alle Klischees über böse Schwiegermütter oder -töchter in ihre Schranken weist.

Davon dass Frauen sich in der Not gegenseitig stützen, gibt es viele Geschichten zu erzählen: Von Trümmerfrauen nach dem Weltkrieg, von Großmüttern, die auf die Enkel aufpassen, während die Mütter berufstätig sind, von Töchtern, die ihre alt gewordenen Mütter und Schwiegermütter pflegen, von Schwägerinnen, die die Frau ihres Bruders in Schutz nehmen, weil sie die Kinder in ihrer Konfession taufen lässt. Da, wo Frauen sich gegenseitig unterstützen, können sie vieles von dem ausgleichen, was ihnen durch das Denken in Grenzen erschwert wird.

Eine Geschichte aus unsern Tagen von zwei Frauen, die den schwierigen Verhältnissen trotzen, hat mich vor ein paar Wochen bewegt.

Irmgard Brokowski aus Buxtehude war 45 Jahre alt, ledig, kinderlos, selbständige Schneiderin und in ihrer Kirchengemeinde engagiert, als der Pfarrer sie fragte, ob sie nicht ein kleines schwarzes Mädchen zur Pflege bei sich aufnehmen könne. Irmgard wusste, wie es war, ein sicheres Zuhause zu brauchen. Sie war bei Kriegsende mit ihren Eltern aus dem damals deutschen Stettin geflüchtet, hatte Aufnahme gefunden in Buxtehude bei Hamburg. Also willigte sie ein und nahm Florence bei sich auf. Flori war nicht ganz zwei Jahre alt, ein dünnes, kränkliches Kind. Die nigerianischen Eltern lebten vorübergehend in Hamburg. Der Vater studierte auf Bauingenieur, die Mutter lernte Diätassistentin.

Flori nannte Irmgard vom ersten Tag an Mama. Wenn sie am Wochenende bei den Eltern war, kam sie erschöpft zu Mama zurück. Natürlich fielen die beiden in der Kleinstadt Buxtehude auf, die hellhäutige Frau mit dem dunkelhäutigen Kind. Trotzdem war es eine behütete Kindheit. Dann kam das Frühjahr 1976, Flori war fast neun: Die Eltern gingen zurück nach Lagos und sie nahmen Flori mit. In Nigeria fühlte das Kind sich verloren. Nicht nur weil sie weder die Stammsprache Yoruba noch die Amtssprache Englisch konnte. Sondern vor allem, weil niemand ihre Gefühle verstand. Man hielt sie für ein komisches Kind, mit dem nichts anzufangen war, das verzärtelt war, nur Deutsch sprach, Heimweh hatte. Flori war oft krank, hatte schnell hohes Fieber, wiederkehrend Bandwurmbefall, wurde immer schwächer. Eine Lehrerin schaffte es, den Eltern respektvoll, aber doch deutlich zu vermitteln, dass ihre Tochter in Nigeria nicht überleben würde. Dreieinhalb Jahre nach der Abreise aus Deutschland, durfte das Kind zurück zu Irmgard. Flori war nie wieder in Nigeria.

Ihr Leben bei Mama war von Entbehrungen geprägt. Immer weniger Menschen ließen sich etwas schneidern. Manchmal waren sie und ihre Mama auf Geldspenden aus der Gemeinde angewiesen. Für Flori fühlte es sich normal an. Aber sie merkte immer deutlicher, dass sie eigentlich auch hier nicht dazugehörte. Flori versuchte sich so unauffällig wie möglich zu verhalten. Sie half ihrer Mama im Haushalt, beim Gemeindebriefaustragen, bei den Putzstellen. Kurz vor dem Abitur erhielt sie eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung, konnte jobben und spürte zum ersten Mal ein Gefühl von Sicherheit und Freiheit. Florence, wie sie jetzt genannt wurde, wollte Hauptschullehrerin werden. Mit 21 beantragten Mama und sie eine Erwachsenenadoption. Jetzt konnte sie die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen und BAföG erhalten. Florence ging nach Heidelberg, bestand ihr Staatsexamen, machte sich selbständig, unterrichtete Deutsch, Englisch, Interkulturelle Kommunikation in großen Firmen. Mama war stolz - und inzwischen Oma geworden. Die alleinerziehende Florence überwies ihr regelmäßig Geld, küm-

merte sich, telefonierte. Sie ist ihrer Mama ewig dankbar. Irmgard Brokowski stirbt im November 1998, mit 74 Jahren.

Florence Brokowski-Shekete ist heute Schulamtsdirektorin in Mannheim. Irgendwann hatte sie sich entschlossen, nach vorne zu gehen. Sie hat sich damit ausgesöhnt, immer aufzufallen, lässt sich sogar anfassen, wenn ein Kind prüfen will, ob die dunkle Farbe abgeht. Sie hat viel von der Mama übernommen, aber was andere Leute über sie denken, das ist ihr im Laufe ihres Lebens dann doch ziemlich gleichgültig geworden.¹

"For there is always light / if we were brave enough to see it, / if we were brave enough to be it!"

Denn da ist immer Licht, / wenn wir mutig genug wären, es zu sehen, / wenn wir mutig genug wären, es zu sein. So endet die junge Dichterin Amanda Gorman ihr programmatisches Gedicht zur Amtseinführung des neuen amerikanischen Präsidenten.

Seien wir mutig genug, einander Licht zu sein. Frauen die zusammenstehen sind Licht füreinander. Irmgard und Florence, Rut und Noomi sind starke Beispiele dafür, wie erfolgreich Frauen sein können, wenn sie sich gegenseitig gut sind und sich helfen, über Grenzen von Alter, Nation und Religion hinweg.

Denn auch Gott achtet nicht auf die Herkunft oder alte Zugehörigkeiten, wenn er eine Zukunft geben will. Aus allen Himmelsrichtungen ruft er an den Tisch in seinem Reich. Was uns dort verbindet ist die freundliche, gütige, herzliche Zuwendung. Darauf liegt sein Segen, der Zukunft schafft. Amen.

Ich singe/lese/höre ein Lied: EG 395 Vertraut den neuen Wegen

Ich bete

Gott, du Freundin des Lebens, Freund aller Menschen, du willst stärken, was dem Leben dient. Du segnest, was Menschen hilft, stützt, was Not lindert.

So bitte ich dich heute: für die Frauen in der Welt, die in Gesellschaften leben, in denen sie ohne Mann nichts wert sind, die keine Rechte haben, Gewalt und Übergriffen ausgesetzt sind, niemanden kennen, der sich für sie einsetzt. Stütze und schütze sie.

Ich bitte für alte und junge, evangelische und katholische, kranke und gesunde, pflegende und gepflegte, Frauen und Männer, dass sie Wege finden, sich gegenseitig zu unterstützen, Lasten gemeinsam zu tragen, zu sehen, welcher Reichtum in Freundschaften liegt. Bestärke sie in ihrer Verbundenheit.

Ich bitte für die Völker der Erde in Nord und Süd, in Ost und West und die Männer und Frauen, die die Geschicke lenken: dass sie einander Vertrauen schenken; dass sie gemeinsam die Zukunft verantworten und mit allen Kräften dem Wohl der Menschen dienen.

Ich bitte für die christlichen Kirchen, dass sie eins werden im Glauben und in der Hoffnung, und sich für das Recht und die Würde aller Menschen einsetzen.

Ich bitte für alle, die an und unter Corona - wie auch immer - leiden, dass bald ein Ende in Sicht kommt.

¹ Die Geschichte ist ausführlich nachzulesen in [chrismon plus Dezember 2020](https://chrismon.plus/Dezember-2020) oder unter: <https://chrismon.evangelisch.de/artikel/2020/50948/afro-deutsche-schulamtsdirektorin-florence-brokowski-shekete>

Ich bitte für uns alle, dass wir leben im Geist Jesu Christi und gemeinsam mit allen Menschen guten Willens Wege suchen in der Krise, wie wir verbunden bleiben, uns gegenseitig stützen und dem nachfolgen, der Weg, Wahrheit und Leben ist für alle Zeit.

Vaterunser

Vater unser im Himmel. Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute, und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Ich öffne die Hände und bitte Gott um Segen.

Gott, segne und behüte mich/uns.

Gott, lasse dein Angesicht leuchten über mir/uns und sei mir/uns gnädig.

Gott, erhebe dein Angesicht auf mich/uns und gebe mir/uns Frieden. Amen

oder:

Fenster öffnen / Einatmen. Ausatmen. / Spüren, dass ich da bin. / Spüren, dass andere da sind. Genau jetzt. Genau so. / Verbunden. Miteinander. Mit Gott. Im Glauben. / Einatmen. Ausatmen. / und leise sprechen:

„Ich fürchte mich nicht! Der Geist, den Gott uns geschenkt hat, er wecke auch in mir seine Kraft, Liebe und Besonnenheit.“ (oder ein anderes Wort, das gerade Kraft gibt). Stille. Einatmen. Ausatmen. Fenster schließen

Ich höre **Musik** zum Ausklang.